

Besprechungen.

Philosophie.

1. Die philosophische Krisis der Gegenwart. Von Karl Jöel. Zweite Auflage. 8° (65 S.) Leipzig 1919, Meiner. M 3.60.
2. Wie ist kritische Philosophie überhaupt möglich? Ein Beitrag zur systematischen Phänomenologie der Philosophie (Wissen und Forschen. Schriften zur Einführung in die Philosophie. Band 4). Von Arthur Siebert. 8° (XVII u. 221 S.) Leipzig 1919, Meiner. M 10.—; geb. M 12.50.
3. Wissen und Denken. Ein Prolegomenon zu aller Philosophie. Von Hans Driesch. 8° (VI u. 148 S.) Leipzig 1919, Reincke. M 8.—
4. Die Grundlegung zu einer Wissenschaft der Ethik. Von Dr. Traian Brailleanu. 8° (VIII u. 290 S.) Wien u. Leipzig 1919, Braumüller. M 12.—
5. Der Edelmensch und seine Werte. Eine Charakterlehre neuer Prägung. Von Joh. M. Berweyen. 8° (295 S.) München 1919, Reinhardt. M 9.10; geb. M 13.—

1. Das Wirrsal der philosophischen Gegenwart schildert Jöel treffend und geistreich, auch seine Wurzeln, auch die Zusammenhänge. Es läßt sich viel lernen aus diesem impressionistisch hingeworfenen Bild. Was Jöel über die Heilung sagt, berührt zum Teil Tatsachen, und diese überzeugen, zum Teil spekulative Pläne, deren Umrisse leider verschwimmen. Die Tatsachen offenbaren sich als Rückkehr bedeutender Denker zur Wirklichkeit, zum Leben, zum Willen, zur Anerkennung sittlicher Werte, zur unmittelbaren Evidenz und Wesensschau als den letzten, unbeweisbaren Grundlagen der Erkenntnis. Sie leiten einen Heilungsgang ein. Jösels neue Theorie, die Rettung bringen soll, führt sich ein als Aus-söhnung des denkfremden Lebens mit dem lebensfremden Denken. Das bunt wogende Leben muß seine Einheit erkennen, das Denken muß sich mit dem Inhalt des Lebens erfüllen. Diese Allgemeinheiten sind schön und wahr, aber zu unbestimmt. Um zu zeigen, ob seine „organische Auffassung“ der Welt seit seinen letzten Werken gewachsen ist und vertieft wurde, müßte Jöel deutlicher sprechen.

Im Gegensatz zum Verfasser scheint uns eines sicher: Nicht der Weiterbau auf Kant, sondern Kants Überwindung kann allein Heilung bringen. Solang man in den Ideen nur Äußerungen der Vernunftgesetze und systemschaffende Kräfte sieht, findet man den Zusammenhang mit dem wirklichen Leben nicht. Auch die schärfste Betonung, daß diesen Erzeugnissen des Denkens objektive Geltung inne-wohnt, führt nicht weiter. Denn diese Geltung besagt doch nur die gleiche

Struktur des Geistes. Was man aber braucht, das ist die Bloßlegung des Verhältnisses zwischen der Form der Ideen und ihrem Inhalt. Nur jene Philosophie bringt Klarheit, welche sämtliche Bedingungen für die Möglichkeit aller besondern Ideen inhalte aus einem Prinzip heraus kritisch erweist. Mit der Annahme, der zudem immer Willkür anhebt, daß die Vernunft den Inhalt der Ideen schafft, wird die Tatsache und die Eigenart dieses Inhalts nicht erklärt. Alles, was z. B. A. Liebert in seinem gleich zu erwähnenden Buch darüber schreibt, berührt, so scharfsinnig es ist, den eigentlichen Kern der Frage noch nicht.

Wie verhält sich der besondere Inhalt aller einzelnen, vom „Ich“ erzeugten Ideen zum Wesen des erzeugenden Geistes und zum Wesen des in der Idee sich darstellenden Nicht-Ich? Auf diese Hauptfrage läßt sich auf Kants Linie keine befriedigende Antwort geben. Und ohne diese Antwort ist jede Metaphysik Dichtung.

2. Lieberts Buch geht im Gefolge Kants und Hegels. Es bemüht sich, die kantsche Lösung aus den Grundgesetzen der Vernunft abzuleiten und in einen schöpferisch voranschreitenden Lebensprozeß der Vernunft einzufügen. Fragestellung, Zweck und Gang der Untersuchung werden mit vorbildlicher Klarheit entwickelt. Eine Menge geistreicher Erörterungen durchzieht das Buch. Als Voraussetzung alles Denkens erscheint mit Recht die systematische Einheit der Vernunft. Ihre Gesetzmäßigkeit im Aufbau und in den Äußerungen hat auch nach Kant objektive Geltung. Aber den diese Geltung beunruhigenden Einwand, daß auch im Erkennen Erscheinung und Wesen zu unterscheiden sind, zerstreuen Lieberts Gegengründe nicht. Gute Ausführungen findet man über das Verhältnis des Kritizismus zur Metaphysik, über die Fruchtbarkeit der Gegenätze für jede Denkarbeit, über den Unterschied von Fiktion und Idee bei Kant.

Dagegen befriedigt die Behandlung des Hauptgegenstandes nicht. Der für Lieberts Gedanken grundlegende Nachweis, daß die Gesetzmäßigkeit der menschlichen Vernunft die einzig wirkliche, die einzig denkbare ist, wird nicht erbracht. Ungelöst bleibt, wenn man genauer zusieht, die erste kritische Frage, wie die Geltung der Vernunftsatzen festgelegt werden kann ohne Voraussetzung dieser Geltung für die beweisenden Schlußreihen selbst. Soll, wie Liebert will, nicht das Sein, sondern der Begriff des Seins das erste darstellen, so müßte er nachweisen, daß das Sein dieses Begriffs wieder ein Begriff ist.

Übrigens liegt der Unterschied zwischen einer Metaphysik des Seins und einer Metaphysik der Idee gar nicht auf der Linie des Vorrangs und des Erstrechts einer dieser beiden Werte. Die Hauptfrage ist vielmehr, ob der Begriff der Identität von Sein und Denken den Begriff einer besondern, begrenzten Idee nicht aufhebt, ob diese Identität nicht alle Bedingungen vernichtet, unter denen eine zeitlich verlaufende Ideenbildung im gleichen Wesen überhaupt möglich ist. Eine Bejahung dieser Fragen entwurzelt den Idealismus.

Wenn aber gar, wie Liebert behauptet, das Leben der philosophierenden Vernunft nur im ununterbrochen schöpferischen Wechselspiel von gegensätzlichen Problemen und sich widersprechenden Lösungen innerhalb der Form einheitlicher Systeme verläuft, so wechselt sogar die Struktur des Geistes in jedem Augenblick; die

einzigste Einheit der Vernunft besteht in etwas Verneinendem, in der Aufhebung aller aufeinander folgenden Probleme durch die Negation aller gegebenen systematischen Lösungen. Die einzige Gesetzmäßigkeit der Form des Denkens ist dann die ununterbrochene Auslösung ihres Inhalts, die einzige Wirklichkeit der Einzelbegriffe ist die Notwendigkeit ihres Nicht-Seins. Alles das folgt aus Lieberts Annahmen.

Und so ist denn auch die bejahende Beantwortung der Buchaufschrift bereits auf dem unaufhaltsamen Wege zum Nein. Und diesem kommenden, vom System selbst geforderten Nein schließe ich mich jetzt schon an.

3. Was man bei vielen neuesten philosophischen Werken beobachten kann, erlebt man auch hier: den bewußten Willen, Kants Grundlagen sachlich zu überwinden und eine unbewußte Annäherung an die alten Philosophien. Ausgangspunkt, Zergliederung der Begriffe, Aufbau sind freilich gänzlich verschieden, aber die Brücken zwischen Denken und Wirklichkeit erinnern mehr und mehr an vorkantische Zeiten. So kann denn auch weder die moderne noch die alte Schulphilosophie an diesem neuen Werk von Driesch vorübersehen. Nicht bloß Anregung ist daraus zu schöpfen, es bietet auch fruchtbare Gedanken von bleibendem Wert in Fülle.

Die Unterscheidung von Ich, Selbst und Seele, die Behauptung, daß es kein Denken als bewußt erlebten Vorgang gibt, sondern nur Wissen als Besitzen und Haben, befremden auf den ersten Blick; wird man sich aber bewußt, daß Driesch auf den ursprünglichsten Tatbestand zurückgreift, zum Ausgang alles Philosophierens hinabsteigt, alle bereits verarbeiteten Begriffe zunächst ausschließt, so wird man ihn verstehen, wenn man ihm auch nicht beipflichtet. Sicher ist ja, daß am Anfang nicht das bewußte Tun steht, sondern das innere, bewußte Haben von Gegenständen.

Wenn Driesch leugnet, daß im Urteil etwas „getan“ wird, so leugnet er nur die idealistische Konstruktion; er behauptet auch, daß uns das Tun als solches nicht bewußt ist, weil wir immer nur die fertige Beziehung zweier Dinge in ihrer Identität schauen. Dieses ständige Zurückgreifen auf einen bestimmt vorliegenden Tatbestand rettet ihn vor dem Versinken in eine Ich-Philosophie. Driesch leugnet natürlich nicht, daß es einen Strom des inneren Erlebens, daß es ein Tun gibt. Aber dieser Strom besteht nach ihm nur für mein Selbst, das Tun nur für meine Seele, nicht für mein Ich. Ich „habe das Selbst mit seinem Strome und die Seele mit ihrem Tun“. Ein Ich, das seiner nicht bewußt ist, gibt es für Driesch nicht, wohl aber ein solches „Selbst“. Driesch ist überzeugt, daß man die letzten Erkenntnisgrundlagen nicht „beweisen“ kann, und daß die Evidenz schließlich maßgebend ist. Er weiß auch, daß das Setzen der außergedanklichen Wirklichkeit eine gewisse Voraussetzung enthält. Wenn er diese seine „Metaphysik“ hypothetisch nennt, so muß man mehr auf die Sache als auf den Ausdruck sehen. Denn zuletzt scheint er diese „Hypothese“ doch für die einzig widerspruchsfreie zu halten.

Diese Bemerkungen wollen kein volles Bild des Buches geben, sie charakterisieren es sogar kaum. Sie kennzeichnen es aber als sehr lesenswert; im Strom der philosophischen Literatur von heute eine Ausnahme. Philosophie lernen kann man freilich nicht daraus. Es ist kein Buch für Jünger, sondern für Fertige, die ihren festen und sichern Bestand in diesen lehrreichen Anschauungen spiegeln.

4. Eine Grundlegung der wissenschaftlichen Ethik ist ohne festgefügte Erkenntnislehre unmöglich. Darin hat Brailleanu zweifellos recht. Darum beschäftigt sich auch ein großer Teil seines Buches mit einer neuen Erkenntnistheorie. Schwere Denkarbeit, Scharfsinn, blendende Einfälle sprechen aus vielen Seiten der Schrift. Aber der Verfasser beweist fast niemals in klaren Schlussreihen. Er zeichnet eigentlich nur sein eigenes, inneres Schauen; bei den wichtigsten Behauptungen begnügt er sich mit einer zuversichtlichen Bejahung. Darum ist eine Auseinandersetzung mit ihm unmöglich. Sucht er aber streng zu beweisen, wie z. B. in der Gleichsetzung von Selbsterhaltungstrieb und Bewußtsein oder in der grundlegenden Frage nach dem Sage der Identität ($A=A$), so verfällt er in unlogische Fehlschlüsse. Wenn die Erfahrung lehrt, daß A sich fortwährend ändert, so kann es nach Brailleanu nicht mit sich selbst identisch sein, als ob es sich bei unserem Sage um den Vergleich zweier aufeinanderfolgenden Zustände und nicht um die doppelte Setzung eines und desselben Tatbestandes handelte. Die Gedanken des Buches werden dieser logischen Unzuverlässigkeit wegen in der wissenschaftlichen Welt niemals durchdringen; auch deshalb nicht, weil der Verfasser sich die Ableitung der Grundbegriffe viel zu leicht gemacht hat; auch seine Widerlegungen treffen kaum jemals den Kern der Sache. Brailleanu ist überzeugt, daß die Wissenschaft der Ethik durch seine Ausführungen eine sichere Grundlage gewonnen hat. Wir können nicht einmal einen fruchtbaren Ansatz darin erkennen. Indessen soll gern eingeräumt werden, daß der zweite Teil, der sich mit der eigentlichen Begründung der Ethik befaßt, zwar keine allgemeine Geltung beanspruchen kann, weil er sich auf eine unhaltbare Erkenntnislehre stützt, wohl aber eine Reihe bemerkenswerter Beobachtungen und Gedanken enthält, die der Fachphilosoph mit Nutzen untersuchen wird.

5. Das Buch ist im allgemeinen gut geschrieben und psychologisch richtig aufgebaut. Berweyens zeichnet weniger die äußern Rundgebungen der verschiedenen Charaktere als den innern Zusammenhang gewisser Eigenschaften, die in ihrer Gesamtheit seinen „Edelmenschen“ schaffen. Es fließt viel Selbstbeobachtung in diesem Erkennenden und Wollenden, der als Ideal vorgeführt wird. Was in den Tiefen der Seelen oft unbewußt schlummert, erklärt manchen rätselhaften Blick, manche schwerverständliche Gebärde.

Berweyens Edelmann ist nicht der vollkommene Christ. Es ist der suchende und ringende Zweifler, der die Wirklichkeit und seine Vernunft und seinen wertenden Willen nach dem Sinn des Weltgeschehens und Sollens fragt, sich zur Ehrfurcht und Demut vor dem allbeherrschenden, unendlichen und unveränderlichen Schicksal erzieht, eine natürliche, harmonische Einheit aller Seelenkräfte in arbeitsstarkem Frohsinn erstrebt. Auch in dieses Leben strahlen natürlich die Tugenden der

Redlichkeit und Gerechtigkeit, der Demut und Ehrfurcht, der Güte und Dankbarkeit und Treue, die Kraft der Überwindung und des Opfers hinein, und eine Menge seiner Beobachtungen ziehen den Charakterforscher an. Immerhin hat man den Eindruck, daß das Leitmotiv der Denkfreiheit und das freimaurerische Hochziel der Menschlichkeit alle Gedankengänge des Verfassers beherrscht und die selbständigen Werte der intellektuellen und sittlichen Tugenden überwuchert. Dadurch werden in vielen Fällen den ethischen Idealen die edelsten Säfte entzogen, und das Buch bekommt ein, offenbar nicht beabsichtigtes, polemisches Gepräge. Wo das nicht der Fall ist, wo Verweyen den höchsten Schwung nimmt, klingen große Gedanken Max Schellers nach.

Für manche Seiten katholischen Denkens und Empfindens zeigt Verweyen Verständnis; um so unangenehmer berühren einige harte Bemerkungen, und man staunt über das vollkommen verzeichnete Bild der Übernatur. Einmal wird Kant mit dem hl. Johannes Kantius verwechselt.

Stanislaus von Dunin-Borkowski S. J.

Fürsorgewesen.

Die Zukunft der Jugendfürsorge. Von Fr. Schloffer. 8° (48 S.)
Berlin 1919, Heymann. M 3.—

Der an der Ausarbeitung eines preussischen Jugendfürsorgegesetzes 1918 hervorragend beteiligte Verfasser prüft nach der Unterbrechung jener Arbeiten durch die Revolution die Möglichkeiten, die Gedanken des preussischen Gesetzes wieder aufzunehmen und dem ganzen Reich dienstbar zu machen. Er gibt zugleich wertvollen Aufschluß über die Verhandlungen im Ausschuß des preussischen Landtags, so besonders über die Fragen der Einbeziehung der Jugendpflege in das Gesetz, der Errichtung von Landesjugendämtern, der Unterstützung hilfsbedürftiger Kinder auf Grund des Armenrechts. Mit Rücksicht auf den neuen Entwurf eines Reichs-Jugendwohlfahrtsgesetzes hat seine Arbeit großen Wert.

Über die Zukunft der Jugendfürsorge. Zugleich der Versuch einer Einführung in das Gebiet der Jugendfürsorge, von Dr. A. Feisenberger. 8° (30 S.) Berlin 1919, Heymann.

Feisenberger, Vorsitzender des deutschen Kinderschutzbundes, bringt ebenfalls Gedanken zu der Neuregelung des Jugendfürsorgewesens durch das Reich bei. Seine Ausführungen sind allerdings in manchem auf die Bedürfnisse seines Verbandes zugeschnitten, so z. B. wenn er glaubt, daß die ganze rettende und heilende Tätigkeit allmählich in die Hände der öffentlichen Jugendfürsorge übergehen müsse, dagegen die — von seinem Verbande ausgeübte — vorbeugende allein der privaten Fürsorge zukommen könne. Feisenberger geht in seiner Begründung der freien Tätigkeit entsprechend dem Charakter seines Vereins über deren tiefste Wurzel, die Begründung in Religion und Weltanschauung, mit Stillschweigen hinweg.